



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

The Alehouse Sessions. Vokal- und Instrumentalstücke von Playford, Purcell, O'Carolan sowie Traditionals; Barokksolistene, Bjarte Eike (2016); Rubicon

Zu allen Zeiten wurde in Kneipen mehr oder weniger regelmäßig musiziert. Dass im 17. Jahrhundert selbst hochrangige englische Komponisten dafür eigens „Alehouse“-Musiken geschrieben haben, verdankt sich zumindest auch dem Umstand, dass wegen des Bürgerkriegs im Jahre 1642 Musiker entlassen wurden und nun um ihr finanzielles Überleben kämpfen mussten. Sie verdrängten die „niederer“ Bierfiedler, hoben damit aber zugleich das musikalische Niveau. Das sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass der größte Teil der musikalischen Unterhaltungen immer abhängig war von der eher zufälligen Zusammensetzung der Mitstreiter.

Das zu Recht als Session bezeichnete Projekt von Bjarte Eike trägt diesem Umstand durch Arrangements und Improvisationen Rechnung. Zudem handelt es sich eher um eine Folk- als eine Barock-Session. Da kann schon mal ein russisch wirkender Sänger ins Wirtshaus kommen und etwa „Lead me“ prägen oder auch eine norwegische Weise mit einfließen – dies alles bei ganz unterschiedlichen Besetzungen. Bei Seefahrern darf natürlich auch der Shanty nicht fehlen. Will man ein Charakteristikum dieser „Session“ benennen, so ist dies wohl die große Spielfreude. Mit mitreißendem Drive machen vor allem die beiden Opener, aber auch weitere Tanzsätze auf sich aufmerksam. Bei „Haul away Joe“ etwa lässt Johannes Lundberg ein zwar kurzes, doch überraschend grooviges Bass-Solo hören. Dass auf der anderen Seite dann schon einmal das eine oder andere geradezu in Kitsch ausartet (Johnny Faa), sollte nicht unerwähnt bleiben, doch hat dergleichen in einer Bierlaune fern der Heimat wohl auch seine Berechtigung. Wenn es etwas zu kritisieren gibt, dann ist es die Perfektion, mit der die Barokksolistene trotz aller geschaffenen Freiräume aufwarten und die ein wenig die angestrebte Unmittelbarkeit in Frage stellt. Sei's drum: Derartige gute Unterhaltung wünsche ich mir für die nächsten Kneipenbesuche.

Reinmar Emans



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Händel: Occasional Oratorio; Doyle, Johnson, Harvey, Chor des Bayerischen Rundfunks, Akademie für Alte Musik Berlin, Howard Arman (2017); BR Klassik (2 CDs)

Not macht erfinderisch. Das gilt auch für Georg Friedrich Händel, der für das Occasional Oratorio aus einer schwierigen Ausgangslage heraus glanzvolle Musik schuf, die alle Stärken seines Stils vereint und für Solisten und Chor gleichermaßen anspruchsvoll und reizvoll Nummern bereithält. Es bereitet Freude, die in diesem Frühjahr bei Konzerten im Münchner Herkulesaal live entstandene Aufnahme zu hören.

Da treten die Entstehungsgeschichte des Oratoriums und seine unmittelbare herrschaftsdienliche Bedeutung in den Hintergrund. Kurz gesagt hatte das 1746 uraufgeführte Werk die Funktion, dem durch die Jakobiten und den Prinzen Charles aus dem Hause Stuart bedrohten Volk Mut zu machen – der dann auch belohnt wurde. Der Sieg Georgs II. festigte die Macht der Hannoveraner – und Händels Rolle als Diener des Königshauses ebenfalls. Einige Nummern des Occasional Oratorio entliehen Händel anderen Werken eigener Feder. Dennoch hat das gut zweistündige Werk einen sehr geschlossenen Charakter, wenngleich es manchmal besser ist, den Text nicht zu genau zu verfolgen. Die Aufnahme basiert auf der Neuedition der Noten durch die Händel-Ausgabe Halle. Die Aufnahmetechnik trägt zum frischen Eindruck der Einspielung bei, da nicht zu viel Hall den Musikgenuss stört. Die Sopranistin Julia Doyle singt biegsam auf den Punkt, der Tenor Ben Johnson mit kernigem Schmelz und der Bariton Peter Harvey sonor und beweglich – ein sehr würdiges Solistenensemble. Der BR-Chor ist längst zum Spezialisten-Kollektiv für derartige Musik geworden, und die Akademie für Alte Musik hat genau die richtige Mischung aus akzentuierter Vitalität und glanzvoller Klangpracht. All diese Zutaten fließen unter Leitung von Howard Arman zu einem stimmigen Ganzen zusammen. Die Musik ist so schön, dass man eigentlich einen neuen Text für sie schreiben müsste.

Johannes Schmitz



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Landkjenning. Werke von Dvorák, Grieg und Sibelius; Ensemble Nobiles (2016); Genuin

Edvard Griegs Chorkantate „Landerkennung“ leiht der neuesten Aufnahme des Ensembles Nobiles Titel und thematisches Motto. Die ausgewählten Werke (außerdem Antonín Dvořák und Jean Sibelius) sind durchweg patriotisch geprägt. Im 19. Jahrhundert fanden Nationalbewegungen nicht zuletzt in Böhmen und Mähren sowie in den skandinavischen Staaten statt. In „Landerkennung“ kehrt der vertriebene König Olav Trygvason mit „Sehnsucht mächtig“ in seine alte Heimat zurück. Das „Norwegische Kriegslied“ spitzt Gefühle der Vaterlandsliebe „mit stolzgeschwelter Brust für Norwegens Ehre und Wohl“ siegesgewiss zu. Auch „An das Vaterland“ von Sibelius beschwört einen „unauslöschlichen Hoffungsstern“.

Während sich Sibelius kompositorisch dezidiert auf seine Texte einlässt, wirkt Griegs Musik unverbindlicher. Die Gesänge von Dvořák geben sich per se neutraler und im Falle von Opus 43, durch eine heiter-lebendige Klavierbegleitung unterstrichen, vor allem unbeschwert volkstümlich. Die aus Opus 27 gewählten Titel überraschen durch Texte aus der litauischen (!) Volkspoesie.

Das fünfköpfige Ensemble Nobiles hat sich der Anstrengung unterzogen, in Originalsprache zu singen. Entstanden ist das Quintett (zwei Mitglieder scheinen Brüder zu sein) aus dem Thomanerchor Leipzig, der Stadt also, welche im 19. Jahrhundert ein kulturelles Zentrum Europas war. Die Sänger artikulieren klangfarblich perfekt aufeinander abgestimmt und frappieren nicht zuletzt mit subtilen Pianoqualitäten. Bei Dvořák könnte man sich ein wenig mehr humoristische Explosionskraft vorstellen, aber der perfekt austarierte Gesang besitzt schon etwas Hypnotisches.

Christoph Zimmermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Verdi: Requiem; Erika Grimaldi, Daniela Barcellona, Francesco Meli, Michele Pertusi, London Symphony Chorus und Orchester, Gianandrea Nosedà (2016); LSO live

Die Messlatte liegt beim Requiem von Giuseppe Verdi besonders hoch: Jede Aufnahme muss vor einer Ahnengalerie mit Solisten wie Luciano Pavarotti oder Christa Ludwig und Dirigenten wie Carlo Maria Giulini oder Georg Solti bestehen.

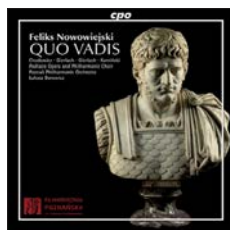
Dass die neue Produktion aus London in dieser dichten Konkurrenz noch einen eigenen Akzent setzen kann, liegt vor allem an Gianandrea Nosedà. Der italienische Maestro, ein ausgewiesener Verdi-Kenner, schärft die dramatischen Kontraste der Musik, indem er sowohl die langsamen als auch die raschen Tempi zuspitzt – etwa in der Höllenraserei des „Dies Irae“ – und auch die dynamischen Extreme sucht.

Das erste „Requiem aeternam“ ist fast unhörbar leise geflüstert, dass man beinahe den Lautstärkeregel höher drehen wollte, wenn man nicht wüsste, dass einem die späteren Ausbrüche dann um die Ohren flögen. Der gut 160 Sänger starke London Symphony Chorus folgt Nosedàs Vorstellungen mit einer für diese Besetzungsgröße außergewöhnlichen Flexibilität und dynamischen Bandbreite und bekräftigt damit seinen Ruf als einer der besten Amateurchöre der Welt – reicht aber in puncto Volumen, Klangtiefe und Brillanz nicht an ein professionelles Ensemble heran.

Das London Symphony Orchestra spielt mit südländischem Feuer und ist ein ebenbürtiger Partner für die Sänger, die Nosedàs glutvolle Interpretation mit opernreifer Emphase mittragen.

Zu den Höhepunkten gehören Francesco Melis strahlkräftiges „Ingemisco“ und die eindringliche Darbietung der Sopranistin Erika Grimaldi im abschließenden „Libera me“. Neben dem vokalen Leuchten der Kollegen wirkt das Timbre vom Bass Michele Pertusi mitunter arg abgedunkelt, und die Mezzosopranistin Daniela Barcellona lässt ihr Vibrato heftig schlackern. Deshalb schafft es die Aufnahme nicht in die Spitzengruppe der Requiem-Einspielungen – fesselt den Hörer aber mit Leidenschaft und einem überbordenden Kontrastreichtum.

Marcus Stäbler



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Nowowiejski: Quo Vadis; Wioletta Chodowicz, Robert Gierlach, Wojtek Gierlach; Slawomir Kaminski, Orgel; Podlasie Opernchor, Posener Philharmoniker, Lukasz Borowicz (2016); cpo (2 CDs)

Für Cineasten ist der Titel „Quo Vadis“ untrennbar mit Robert Taylor und Deborah Kerr verbunden, vor allem aber mit Peter Ustinov, dessen fieser Brandstifter Nero den Hollywood-Film prägte. Der Roman des Nobelpreisträgers Henryk Sienkiewicz, auf dem der Streifen beruhte, war bereits 1895 erschienen und hatte zahlreiche Künstler inspiriert. Unter ihnen auch Feliks Nowowiejski (1877-1946) zum Oratorium gleichen Titels, das als Summum opus des polnischen Komponisten gelten darf.

Komponiert 1903, wurde es in den Jahrzehnten darauf mehr als 200 Mal in Europa und den beiden Amerikas aufgeführt. Im Unterschied zum Buch (und zum Film) verzichtete Nowowiejski auf die Liebestory zwischen dem römischen Patrizier Marcus Vinicius und der christlichen Geisel Lygia. Doch erscheint Letztere hier als Stimme der Christengemeinde, die Petrus zur Flucht aus Rom auffordert, da er von außerhalb der christlichen Sache besser dienen könne. Woraus sich der Höhepunkt des Werkes ergibt: die nächtliche Begegnung des Flüchtenden mit Christus auf der Via Appia – einschließlich der titelgebenden Frage: Quo vadis, wohin gehst du? – und Petrus' darauf folgende Rückkehr nach Rom.

Das Oratorium lebt vor allem von seinen gewaltigen Chorblöcken, von der Schilderung des brennenden Rom und der Schuldzuweisung an die Christen über die geistlichen Gesänge der verfolgten Christengemeinde bis hin zur Begleitung von Rückkehr und Tod Petri. Dem Dirigenten Lukasz Borowicz ist es zu verdanken, dass das zu Unrecht vergessene Werk wieder breiterer Aufmerksamkeit zugeführt wurde – nicht zuletzt durch diese Aufnahme konzertanter Aufführungen. Orchester und Chor aus Posen und die Solisten Wioletta Chodowicz, Robert und Wojtek Gierlach bewähren sich als treue Anwälte Nowowiejskis. Eine Entdeckung.

Gerhard Persché



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

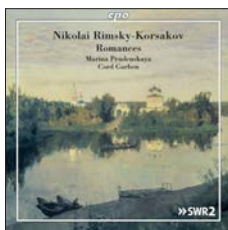
L'Opéra. Ausschnitte aus Werken von Gounod, Massenet, Thomas, Bizet, Berlioz, Halévy u. a.; Jonas Kaufmann, Sonya Yoncheva, Ludovic Tézier, Bayerisches Staatsorchester, Bertrand de Billy (2017); Sony Classical

Jonas Kaufmanns Attraktivität in Erscheinung und Stimme ist unbestritten. Wie lange er sich nun schon in einem weiten Repertoire an der Weltspitze hält, ist beeindruckend. Kaufmanns kernige Männlichkeit und seine gleichzeitige Fähigkeit, auch in der Höhe die Stimme sanft und leise einzusetzen, machen ihn zu einem Tenor, der vor keinem musikalischen Charakter Halt zu machen zu braucht. Dass er nun ein ganzes Recital dem französischen Repertoire widmet, könnte auch als ein Akt der Bestätigung verstanden werden – auch das kann ich! –, wenn Kaufmann nicht ein so kontrollierter und der Musik dienen wollender Sänger wäre.

Das zeigt sich schon daran, dass er auch die Evergreens des Repertoires (Blumenarie, Perlenfischen-Duett mit Ludovic Tézier) in ihre Zusammenhänge einbettet. Natürlich verbindet man über die Hörerfahrung andere Stimmtypen mit einem Repertoire wie Werther oder Manon (hier im Duett mit einer rollendienlich exaltierten Sonya Yoncheva). Und auch wenn er etwa ein „Vainement, ma bien-aimée“ aus „Le Roi d'Ys“ von Lalo mit zarter Höhe meistert, so ist sein Stimmklang natürlich nicht der eines leichten Tenors, sondern der eines baritonalen romanischen Helden, der mit gedecktem Klang das Instrument und die Gefühle der Figuren im Griff hat. Vielleicht sind es die Notwendigkeiten, um diesen starken Grundsound zu produzieren, die Kaufmann davon abhalten, emotional noch durchlässiger zu singen, in der Phrasierung noch mehr pulsierenden Atem spüren zu lassen und sich seelisch noch mehr zu öffnen, dem Hörer das Gefühl zu vermitteln, die Emotion reiße ihn fort.

Wie dem auch sei: Er ist ein glaubwürdiger Ritter der heiligen Gesangskunst, kultiviert und kraftvoll – und das Bayerische Staatsorchester mit Bertrand de Billy eine mitfühlende feine Gesellschaft.

Johannes Schmitz



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Rimsky-Korsakow: Romanzen; Marina Prudenskaya, Cord Garben (2010/17); cpo

Zeitweilig wurde Nikolai Rimsky-Korsakow mehr als Bearbeiter von Werken russischer Kollegen wahrgenommen denn als eigenständiger Komponist. Die Entwicklung zu seinem Musikerberuf liest sich ohnehin kurios. In letzter Zeit hat sich die rezeptionelle Situation aber zumindest bei den Opern zum Positiven entwickelt, und im Konzertbereich war die sinfonische Dichtung „Scheherazade“ sowieso ein Dauerbrenner. Schwieriger gestaltet sich die Situation beim Liedschaffen, schon weil die russische Sprache Bedingung für eine stimmige Interpretation ist. Edita Gruberová und Anna Netrebko haben Werke von Rimsky-Korsakow in ihre Recitals eingebaut, ein komplett auf den Komponisten ausgerichtetes Programm war bis vor kurzem nur mit Anna Samuil/Alfredo Daza verfügbar.

Jetzt ist ein neues hinzu gekommen, 2010 für den SWR produziert. Die russische Mezzosopranistin Marina Prudenskaya wartet mit einer satten, erotisch durchpulsten und opernaffinen Stimme auf, welche den Hörer regelrecht auf die Stuhlkante zwingt. Das opulente Organ ist wunderbar durchgebildet. Es dominiert die klangvolle Mittellage, doch kommen auch die pastose Tiefe („Der Westen erlischt fern in zarter Rosenfarb“) und die sicher bewältigte Höhe („Die Nachtigall“) zu ihrem Recht. Mit Rimsky-Korsakow hatte die Sängerin in jüngster Zeit auch auf der Opernbühne Erfolg („Zarenbraut“ an der Staatsoper Berlin).

Oper und Lied – das geht bei diesem Komponisten irgendwie zusammen. Ein dezidiert individueller Tonfall findet sich bei Rimsky-Korsakow vielleicht nicht immer, aber er versteht es, Stimmungen zu imaginieren (Natur, Jenseitiges). Das wirkt sich auch auf den Klavierpart aus, welcher bei den ersten Titeln der CD mit den ständigen Akkordrepetitionen freilich noch etwas beiläufig wirkt. Cord Garben versteht es allerdings, auch hier klanglich zu zaubern.

Christoph Zimmermann



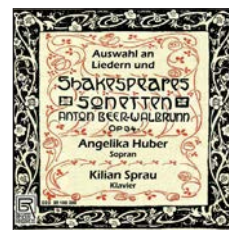
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Visions. Arien und Szenen aus Werken von Bizet, Bruneau, David, Février, Franck, Godard, Halévy, Massenet, Niedermeyer, Saint-Saëns; Véronique Gens, Münchner Rundfunkorchester, Hervé Niquet (2017); Alpha

„Wer Visionen hat, soll zum Arzt gehen“, forderte der Realpolitiker Helmut Schmidt. Der amerikanische Transzendentalist Henry David Thoreau hingegen hätte „für eine wahre Vision allen Reichtum der Welt und alle Taten der Großen“ hingegeben. Wenn Wunschbilder so hinreißend dargeboten werden wie in diesem Album von Véronique Gens, stimmen wir Thoreau völlig zu. Visionen und Halluzinationen, Mystik und Fantastik finden sich in diesem Recital zu einem miraculösen Suchtgift vereint; auch ist manche Trouville aus der französischen Opernlandschaft des 19. Jahrhunderts auszumachen. Denn Namen wie Alfred Bruneau, Félicien David, Henry Février, Benjamin Godard, Louis Niedermeyer sind wenig geläufig. Und selbst Georges Bizet, César Franck, Jacques Fromental Halévy, Jules Massenet und Camille Saint-Saëns finden sich hier mit Unbekanntem vertreten, Bizet etwa mit der Kantate „Clovis et Clotilde“.

Es ist ein dramaturgisch vorzüglich konzipiertes, zugleich sehr intensives, im roten Bereich der Gefühlsskala operierendes Programm mit Arien und Szenen schwärmender, glühend mystischer, himmelhoch jauchzender und zu Tode betrübter Frauen aus Opern und Kantaten der oben Genannten. Véronique Gens besingt die Ausnahmezustände des Gemüts glaubhaft, wird dabei nie sentimentalisch, liefert großen Ausdruck, ohne etwa in die heute häufig geübte Unart eines allzu explosiven „Aufreißen“ der Höhe zu verfallen. Dabei verlässt sie sich keineswegs auf Schöngesang, doch erreicht sie Expression durch souveräne Beherrschung der Gesangstechnik, nicht durch die Flucht ins Unkontrollierte. Hervé Niquet am Pult des Münchner Rundfunkorchesters gibt der Sopranistin mit einer Mischung aus Zärtlichkeit und Schauer die nötige Folie für diese aufregende Reise in außerordentliche Emotionen.

Gerhard Persché



Musik
★★★
Klang
★★★

Beer-Walbrunn: Lieder, Shakespeare-Sonette; Angelika Huber, Kilian Sprau (2016); Bayer Records

Die Sopranistin Angelika Huber und der Pianist Kilian Sprau haben nach drei Themenalben zur Romantik nun Lieder des bayerischen Komponisten Anton Beer-Walbrunn aufgenommen, der im Strauss-Jahr 1864 geboren wurde und 1929 in München starb. Im Mittelpunkt stehen zehn Shakespeare-Sonette, ergänzt um Lieder nach Lenau, Droste-Hülshoff, Eichendorff u. a. Huber singt mit heller, klarer Stimmgebung, deutlich in der Textgestaltung. Das Farbenspiel, die deutende Formung der Vokale, könnte hingegen intensiver ausfallen, wie etwa die Ballade „Der Knabe im Moor“ zeigt. Sprau ist ein intensiver, entschlossener, oft auch lyrischer Begleiter, den die schlechten Aufnahmebedingungen leider ein wenig an der kurzen Leine gehalten haben.

Christoph Vratz



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Der heitere Wolf. Lieder von Wolf; Horst Lamnek, Elena Larina (2016); Coviello

Hugo Wolf kennt man vorzugsweise grüblerisch blickend. Die Liedanthologie von Horst Lamnek widerspricht diesem Eindruck zwar nicht fundamental, setzt aber alleine durch die Fülle humoristischer Vertonungen neue Akzente. Vom Walzerfinale in „Abschied“ (Pianistin Elena Larina sehr pointiert) bis hin zu den Eselsschreien von Shakespeares Zettel gibt es bei Wolf groteskes Ausdrucksvokabular in Fülle, ungeachtet subtiler Situationsschilderung. Mit markanter Tiefe, unforzierter Höhe und rhetorischer Plastizität (ohne Übertreibungen) verfügt Lamnek über beste gestalterische Voraussetzungen.

Christoph Zimmermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Return. Lieder von Chausson, Debussy, Duparc, Granados, Rodrigo, Obradors, Piazzolla, Villa-Lobos, Grever, Lecuona u. a.; Duo Rosa (2016), Etcetera

Mit der Pianistin Léna Kollmeier bildet die Sopranistin Stephany Ortega (Dominikanische Republik) das Duo Rosa. Die weltläufige Karriere spiegelt sich in ihrem Debüt-Recital, beginnend mit einem Auftragswerk von Camille Karger als Hommage an die neue Heimat Luxemburg. Frankreich, Spanien und Lateinamerika sind weitere musikalische Stationen. Das ergibt ein zwar farbiges, aber nicht gerade populär zu nennendes Programm. Der Höreindruck ist jedoch ein positiver. Reizvoll das mädchenhafte Timbre der Sängerin, dem man ein leichtes Flirren in der Höhe und gelegentliche Intonationstrübungen gerne nachsieht. Léna Kollmeier gibt sich am Klavier ebenso graziös wie energisch.

Christoph Zimmermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Wanted. Lieder von Weill; Dagmar Pecková, Jiri Hájek, Epúoque Quartet & Orchester, Miroslav Hloucal Jazz Band, Jan Kucera (2016); Supraphon

Die Mezzosopranistin Dagmar Pecková hat ihre Karriere vornehmlich mit Opernrepertoire gemacht. In Erinnerung an eine frühe „Mahagonny“-Jenny kommt sie jetzt auf Kurt Weill zurück. Die ausgewählten Songs präsentierte sie im April auch live in Prag. Man spürt, wie die Sängerin den intendiert lasziven Gesangsstil mit gestalterischer Intelligenz und Raffinesse angeht und findet etwa am Ende von „Der Abschiedsbrief“ tatsächlich zu gekonnt ordinärem Ausdruck. Gleichwohl bleibt die „klassische“ Sängerin stets spürbar, was durchaus seine Reize hat. Leicht schönende Orchesterarrangements.

Christoph Zimmermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Komitas: Sieben Lieder, Klavierwerke; Lusine Grigoryan (2015); ECM

Vergleichbar mit Bartók zog der armenische Nationalkomponist Komitas in seinem Heimatland über die Dörfer, dokumentierte Volkslieder und schöpfte aus ihnen einen leicht herben Grundton. Zudem stand Komitas, der seine Ausbildung u. a. in Berlin erhielt, fest in der spätromantischen Harmonielehre, mit national-eingefärbten Besonderheiten zwar, aber ohne jede Anfechtung, die Schwerkraft der Tonalität infrage zu stellen. Verträumte sieben Lieder, zart und schwebend im Ton, eröffnen die CD. Bei Komitas dominiert eine manchmal schon aphoristische Kürze. Das ist Musik, die vom Hörer erwartet, dass er keine Entwicklungen oder dramaturgisch ersteigerten Ausbrüche verlangt, sondern das Wiegende, manchmal einfach hin und her Pulsierende mitmacht. Musik, die nichts behauptet und unberührt von den Entwicklungen der europäischen Kunstmusik zu Beginn des 20. Jahrhunderts scheint.

In den Stücken für Kinder etwa bedient sich Komitas klassischer Begleitmuster, durchtränkt sie mit der eigenen Atmosphäre und lehrt die Kinder die Geduld, in die Klänge hineinzuhören, kurze Melodien in einen rhythmisch bei aller Einfachheit oft überraschend variablen Gesamtsatz einzubetten. Das macht denn auch Lusine Grigoryan vorzüglich. Sensibel und mit schönem Anschlag spielt sie und versucht nicht, die Musik durch eine eigene Pianistenpersönlichkeit zu prägen. Eher unterstreicht sie das in den Wiederholungen liegende Einfache, mitunter fast mechanisch Wirkende. Dennoch ist ihr Spiel nicht kalt, sondern bewegt durchaus das Gemüt und dient der Durchhörbarkeit dieser Musik, die für ein der europäischen Musiktradition vertrauendes Ohr ein Rätsel bleiben kann. Das sehr informative (in Englisch verfasste) Beiheft hilft, es zu lösen. Und vielleicht hilft auch ein Vergleich: Viele dieser Klavierwerke befinden sich auch auf der Einspielung des Gurdjieff-Ensembles (ebenfalls bei ECM) – zurückübersetzt in die Klänge der armenischen Volksmusikinstrumente.

Johannes Schmitz



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Lehár: Der Graf von Luxemburg; Daniel Behle, Camilla Nylund, Louise Alder, Simon Bode, Sebastian Geyer, Margit Neubauer u. a., Chor der Oper Frankfurt, Frankfurter Opern- und Museumsorchester, Eun Sun Kim (2015); Oehms

In den Operetten wimmelt es zwar von Adeligen, verhandelt werden aber stets bürgerliche Probleme. Man träumt sich in die scheinbar freie Welt dort droben, weil man sich heillos in der eigenen Doppelmoral verstrickt hat. So ist es auch in Lehárs „Grafen von Luxemburg“, der das Eheverhältnis als ein Geldverhältnis entlarvt. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs komponiert, klingt der Karnevalschor zu Beginn wie der hysterische Aufbruch der Kriegsbegeisterten. Die konzertante Aufführung in Frankfurt zu Silvester 2015 verzichtete auf die Dialoge und setzte auf Tempo.

Wie beim Prinzen Orlofsky ist hier niemand der, als der er sich ausgibt. Bariton Sebastian Geyer legt den Fürsten Basil folgerichtig als köstliche Karikatur an: Der alte Knacker ist so dement, dass er seine Dauerverlobte Kokozow ganz und gar vergessen hat, eine Dame, die am laufenden Band Whisky, Zigarren und Boys konsumiert – Margit Neubauer tritt zwar spät, aber desto nachhaltiger auf. Jetzt hat der Fürst sich in die Primadonna Angèle verliebt – dafür dreht er später noch mächtig auf. Doch weil diese nicht standesgemäß ist, soll sie auf drei Monate mit dem Grafen von Luxemburg verheiratet werden, was jenen mit Geld und diese mit einem Adelstitel versieht.

Die Strauss-Diva Camilla Nylund macht sich prima als Operetten-Primadonna, und wenn sie so fein Duett singt mit Daniel Behle als Graf René, dann ahnt man schon, dass die beiden Scheinehepartner sich auch als echte finden werden. Der Weg dorthin wird von dem Paar Juliette/Brissart aufgehalten, deren Weg zur Liebe Louise Adler und Simon Bode durch manch hübsches Duett führt. Durch flotte Tempi bewahrt Eun Sun Kim die Operette vor den Untiefen der Sentimentalität; der hohe Druck, der hier herrscht, sorgt allerdings eher für preußischen Schmiss als für wienerischen Fasching.

Bernd Feuchtnner